

(Nachdruck verboten.)

87]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gey.

„Reden Sie, reden Sie weiter,“ bat Komaschow flehend. „Ja, es kommt eine Zeit, sie steht schon vor der Tür, die Zeit der großen Enttäuschungen und der schrecklichen Umwertung aller Werte. Gern erinnern Sie sich, ich habe Ihnen einmal gesagt, daß von Ewigkeit her ein unerbittlicher und erbarmungsloser Genius der Menschheit existiert; seine Gesetze sind genau und unweigerlich. Und je weiser die Menschheit wird, um so weiter und tiefer dringt sie in dieselben ein. Und so bin ich also überzeugt, daß nach jenen unabänderlichen Gesetzen alles in der Welt früher oder später ins Gleichgewicht kommt. Hat eine Sklaverei lange gedauert, so wird ihre Beseitigung stets schrecklich ausfallen. Je fürchterlicher eine Gewalt war, um so blutiger wird das Gericht über sie. Und ich bin tief im Innern fest überzeugt, daß eine Zeit anbrechen wird, wo man uns patente Schönlinge, uns unwiderstehliche Frauenjäger, uns prächtige Elegants, wo man uns Stabs- und Oberoffiziere in Gassen, in dunklen Korridoren, in Ab-orten ohrfeigen wird, wo die Frauen sich unserer schämen werden und unsere ergebenen Soldaten endlich aufhören werden, uns zu gehorchen. Und das wird nicht deswegen geschehen, weil wir Leute, die der Möglichkeit beraubt waren, sich zu verteidigen, bis aufs Blut geschlagen haben; und auch nicht deswegen, weil wir zur Ehre der Uniform straflos Frauen beleidigt haben, und auch nicht deswegen, weil wir in der Trunkenheit in Kneipen jeden uns in die Quere kommenden Zivilisten in Gruz und Muß geschlagen haben, und auch nicht, weil wir in allen Ländern und auf allen Schlachtfeldern die russischen Waffen mit Schmach bedeckt, unsere Soldaten uns aber mit Bajonetten aus dem Mais herausgejagt haben, — natürlich kommt alles das auch mit in Frage, aber wir haben eine schrecklichere und jetzt schon nicht mehr gut zu machende Schuld auf uns geladen. Das ist, daß wir blind und taub gegen alles sind. Schon längst ist weit von unseren jetzigen stinkenden Lagern ein reiches, neues, liches Leben angebrochen. Neue, Kühne, stolze Männer sind auf den Plan getreten, feurige, freie Gedanken lodern in den Köpfen. Wie im letzten Akt eines Dramas stürzen alte Türme und unterirdische Gänge zusammen und hinter ihnen sieht man schon blendendes Licht. Wir aber blinzeln, aufgebbläht wie Truthähne, nur mit den Augen und plappern anmaßend: „Was? wo? stillgeschwiegen! Aufruhr. Ich lasse feuern!“ und diese truthahnmäßige Verachtung der Freiheit des menschlichen Geistes wird uns in alle Ewigkeit nicht verzeihen.“

Der Kahn fuhr in eine tiefe, lauschige Wasserlichtung. Ringsum umgab sie wie mit einer runden, grünen Wand hohes, unbewegliches Schilfrohr. Der Kahn war wie abge schnitten, wie verdeckt vor der übrigen Welt. Ueber ihm flatterten schreiende Möwen, bisweilen so nahe, daß sie Komaschow fast mit den Flügeln berührten und er insolge ihres schnellen Fluges einen Luftschauer an sich verspürte. Es mußten hier im Rohrdickicht irgendwo ihre Nester sein. Rasanski legte sich im Hinterteil des Kahnes nieder und blickte lange auf den Himmel, wo unbewegliche, goldene Wolken sich schon rosig färbten.

Komaschow sagte schüchtern: „Sind Sie nicht müde? Sprechen Sie weiter.“

Und Rasanski setzte seine Gedanken gleichsam laut fort und sprach:

„Ja, es kommt eine neue, wunderbare, herrliche Zeit. Ich habe viel draußen gelebt, habe viel gelesen, viel erfahren und gesehen. Bis jetzt haben alte Dohlen und Krähen uns stets eingetrichtert: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst und wisse, daß Sanftmut, Gehorsam und Angst die Hauptzieren des Menschen sind.“ Doch das habe ich niemals verstanden. Wer zeigt mir denn, was ich mit diesen — „Nächsten“, mit Sklaven, Sottentotten, Pestkranken und Idioten zu tun habe? O, von allen Legenden hasse ich am meisten — von ganzem Herzen, mit aller mir innewohnenden Fähigkeit — die Legende von Julian, dem Almosengeber. Ein Ausjäger spricht: „Ich zittere, leg Dich zu mir ins Bett; mir ist kalt,

leg Dich auf mich und wärme mich mit Deinem Körper. Ich friere, nähere Deine Lippen meinem stinkenden Munde und hauche mir Deinen Atem ein.“ O, wie ich das hasse! Ich hasse die Ausjäger und liebe diese „Nächsten“ nicht. O, ich kenne diesen Hühnertraum von einem Weltgeist, von einer heiligen Pflicht. Aber selbst wenn ich mit dem Verstande daran glauben würde, ich würde nichts im Herzen fühlen. Folgen Sie mir, Komaschow?“

Komaschow blickte Rasanski mit schamhafter Dankbarkeit an.

„Ich verstehe Sie vollständig,“ sagte er, „wenn ich nicht mehr bin, geht auch die ganze Welt zugrunde. Das sagen Sie doch?“

„Eben das. Und nun sage ich, die Liebe zur Menschheit ist im Menschenherzen ausgebrannt und verbrannt. An ihre Stelle tritt ein neuer, göttlicher Glaube, der unsterblich bis ans Weltende währen wird. Das ist die Liebe zu sich, zu seinem schönen Körper, zu seinem allmächtigen Verstande, zum unendlichen Reichtum seiner Gefühle. Nein, überlegen Sie, überlegen Sie, Komaschow: wer ist Ihnen teurer und näher als Sie sich selbst? — Niemand. Sie sind der Herr der Welt, ihr Stolz und ihre Zierde. Sie sind der Gott alles Lebendigen. Alles, was Sie sehen, hören, fühlen, gehört nur Ihnen. Tun Sie, was Sie wollen, nehmen Sie alles, was Ihnen gefällt. Fürchten Sie niemand in der ganzen Welt, weil niemand über Ihnen ist und niemand Ihnen gleicht. Es kommt eine Zeit, wo der große Glaube an sein Ich wie Feuerzungen des heiligen Geistes die Häupter aller segnet, dann wird es keine Sklaven noch Herren, weder Krüppel noch Mitleid, noch Laster, noch Bosheit, noch Neid mehr geben. Dann werden die Menschen Götter. Und bedenken Sie, wie werde ich dann wagen, einen Menschen, in dem ich meinesgleichen, in dem ich einen lichten Gott erblicke, zu kränken, zu schlagen, zu betrügen? Dann wird das Leben schön. Auf der ganzen Erde erheben sich leichte, lichte Gebäude; nichts Niedriges, Gemeines beleidigt ihren Blick, das Leben wird zu einer süßen Mühe, freien Wissenschaft, göttlichen Musik, zu einem heiteren, leichten, ewigen Feiertag. Die aus dunklen Irrgängen selbstherrlichen Besitzes befreite Liebe wird zur lichten Weltreligion und bildet nicht mehr eine geheime, schimpfliche, sündhafte Vereinigung im dunklen Winkel, kein scheues Sichumschauen voll Abscheu. Und unsere Körper selbst werden strahlend, stark und schön in hellen, prächtigen Gewändern. Ebenso wie ich an den Abendhimmel über mir glaube,“ rief Rasanski und erhob feierlich die Hände, „ebenso fest glaube ich an dieses kommende gottähnliche Leben!“

Rasanski schwieg. Augenscheinlich hatte ihn die ungewöhnliche nervöse Aufregung ermüdet. Nach einigen Minuten fuhr er träge mit sinkender Stimme fort:

„Also so ist es, mein werter Georgii Alexejitsch. An uns vorüber fließt das ungeheure, vielgestaltige, brausende Leben, vor uns werden göttliche, feurige Gedanken geboren und alte vergoldete Götzenbilder gestürzt. Wir aber stehen in unserem Lager, stemmen die Fäuste in die Seite und brüllen:

„Ach, Ihr Idioten! Zivilisten! Sauen muß man Euch!“ Und das verzeiht das Leben uns niemals.“

Er stand auf, krümmte sich unter seinem Mantel und sagte müde:

„Ist kalt . . . gehen wir nach Hause . . .“

Komaschow ruderte aus dem Schilf heraus. Die Sonne ging hinter den fernen Stadtdächern zur Miste, und diese hoben sich schwarz und deutlich in dem roten Dämmerchein ab. Mit hellen Flecken spiegelten sich und spielten Lichter in den Fenster Scheiben. Das Wasser war auf der Seite des Sonnenunterganges rosig, glatt und heiter. Hinter dem Kahn aber verdichtete es sich schon, wurde bläulich und trübselig.

Komaschow legte am Ufer an und half Rasanski aus dem Kahn. Es dämmerte schon, als sie bei Rasanskis Wohnung ankamen. Komaschow legte den Kameraden ins Bett und deckte ihn selbst mit der Bettdecke und dem Mantel zu.

Rasanski zitterte so heftig, daß seine Zähne klapperten. Er krümmte sich, vergrub den Kopf in Kissen und sagte mit kläglichem, hilfloser Kinderstimme:

Panama.

Panama, das ist der Panamakanal!

Was auch die Welt von jener Landenge hören mag, immer wird es in Verbindung mit dem Kanal oder vielmehr mit dem Kanalprojekt gebracht. Es sind jetzt 25 Jahre her, daß dies Projekt in einer bestimmten Form vorliegt. Freilich, ein Jubiläum hat man nicht gefeiert, um die alten Gespenster nicht heraufzubeschwören, die durch den großen Panamatruch im Jahre 1888 nicht nur Frankreich erschreckten. Und doch war der Jubel groß im Jahre 1880, als Ferdinand von Lesseps, der berühmte Erbauer des Suezkanals, von seiner Reise nach Panama zurückkehrte und der aufstrebenden Welt den günstigen Bericht erstattete, daß ein Niveaukanal für 843 Millionen Franken gebaut werden könnte. Das war eine Täuschung, aber die Welt will ja bekanntlich betrogen sein, und eine große Aktiengesellschaft machte sich daran, das Geschäft zu besorgen.

Es sind in den verfloffenen 25 Jahren praktisch keine sonderlichen Fortschritte mit dem Kanalbau gemacht worden. Als die Panamagesellschaft 1881 mit den Arbeiten begann, da galt die Vollendung des Kanals nur als eine Frage kurzer Zeit, gerade so wie heute. Ob man besser einen Niveau- oder einen Schleusenkanal bauen solle, darüber stritt man sich damals heftig, und auch heute ist die Frage nicht ganz erledigt. Vor 25 Jahren tauchte mit dem Panamakanalprojekt zugleich ein anderes, der Bau des Nicaraguakanals, auf. Es war auch im Jahre 1880, als die erste amerikanische Gesellschaft zu diesem Zweck gegründet wurde. Noch oft wurde der Plan erwogen, und bis in die neueste Zeit haben die Amerikaner noch geschwankt, ob sie dem Panama- oder dem Nicaraguakanal den Vorzug geben sollten.

So unsicher aber das Unternehmen vor 25 Jahren dastand, geleitet von einer profitlüsternen Privatgesellschaft, so darf man heute doch mit Zuversicht auf die Ausführung des langgehegten Planes rechnen, denn die amerikanische Nation hat die Garantie dafür übernommen und ist mit Energie ans Werk gegangen.

Panama, das ist der Panamakanal und wird es noch lange bleiben. Man sieht nur das Panama der Zukunft, seine glänzende Vergangenheit hat man längst vergessen. Es kann viel Interessantes aus der Vergangenheit erzählt werden. Dort stand die erste Stadt der Europäer auf dem amerikanischen Festlande, das alte Panama, welches sechs englische Meilen von dem neuen entfernt angelegt war. Das alte, 1519 gegründet, entwickelte sich zu einer reichen und bedeutenden Stadt und lenkte die Aufmerksamkeit der heftigeren Flibustier auf sich, denen es im Jahre 1670 zum Opfer fiel.

Die Flibustier waren eine mächtige Seeräuber-Gesellschaft, die im 17. und 18. Jahrhundert so recht nach dem Herzen aller Abenteuerlustigen die kühnsten Streiche ausführte und es besonders auf die Spanier abgesehen hatte. Die Flibustier waren international zusammengesetzt. Briten, Holländer, Skandinavier und Franzosen bildeten die Mehrheit. Von England und Frankreich begünstigt, gingen sie mit großer Verwegenheit gegen die Spanier vor, griffen sogar Städte und Ansiedlungen an und machten gern Jagd auf die spanischen Schiffe, welche mit Schätzen beladen von Amerika nach der Heimat segelten. Die Anführer der Flibustier mußten natürlich Kerle sein, die Eisen freßen konnten. Unter ihnen ragt der Engländer Henry Morgan hervor als eine wahre Idealgestalt für Liebhaber von recht wilden Seeräuber-Geschichten. Dieser Morgan hatte beschlossen, Panama zu erobern, eine Stadt mit etwa 20 000 Einwohnern, darunter 8000 Soldaten. Die Schätze der reichen Stadt übten auf die Seeräuber einen unwiderstehlichen Reiz aus, und Morgan zog gegen Panama mit 2000 seiner Gefellen im Sommer des Jahres 1670. Die spanischen Forts wurden umgangen, die Flibustier bahnten sich unter den größten Schwierigkeiten einen Weg durch den Urwald, und nach einem Marsch von zwei Wochen standen sie vor Panama. Die Spanier waren schlecht vorbereitet. Angst und Verwirrung herrschten in der Stadt trotz der dreifach überlegenen Militärmacht. Am wenigsten Vertrauen auf irgend welche Hilfe gegen die gefährdeten Flibustier hatten die Männer der Kirche. Der Erzbischof von Panama hatte, sobald ihm die Absicht der Flibustier klar wurde, ein Schiff gemietet und mit den Schätzen der Kirche beladen lassen, noch ehe der Feind vor der Stadt erschien. Als die Seeräuber zum allgemeinen Angriff übergingen und die Stadt erstürmten, machte sich der Erzbischof auf und davon und entkam auch glücklich. Henry Morgan versuchte, das Schiff, welches mit Reichthümern im Werte von zehn Millionen Mark ent schlüpfte, abzufangen, aber es gelang ihm nicht. Grauenhaft häuften die Sieger in der Stadt. Gierig wurde jedes Haus nach Schätzen durchsucht, und nicht selten wurden die Bewohner gemartert, bis sie angaben, wo ihre Reichthümer versteckt waren. Mord, Plünderung und Brand herrschten, bis Panama vollständig zerstört war. Manchem reichen Spanier gelang es, sich mit seinem Eigentum auf eine der kleinen Inseln in der Bai zu flüchten, aber auch diese Verstecke wurden durchsucht und die Flüchtlinge zurückgeholt. Bei der Verteilung der Beute entbrannte ein heftiger Streit unter den Räubern, Morgan hielt es für geraten, mit seinem Admiralschiff und dem Hauptteil der Beute abzusegeln. Die Besatzung bestand nur aus Engländern, war ihrem Führer treu ergeben und mit der Aussicht auf größere Anteile an der Beute sehr zufrieden. Es gelang Morgan, aus dem Bereich seiner eigenen Flotte zu kommen, und er segelte direkt nach England. Von da an gab er seine Seeräuberlaufbahn auf und trat später in die Dienste der englischen Regierung gegen die Seeräuber.

„D, wie fürchte ich mein Zimmer . . . welche Träume, welch schreckliche Träume!“

„Wollen Sie, daß ich bei Ihnen übernachtete?“ schlug Romaschow ihm vor.

„Nein, nein, das ist nicht nötig. Lassen Sie mir, bitte, Brom bringen . . . und . . . etwas Wodka. Ich habe kein Geld . . .“

Romaschow blieb bis elf Uhr bei ihm sitzen. Allmählich hörte Masanski auf zu zittern. Er öffnete plötzlich die großen, glänzenden, fieberhaften Augen und sagte entschlossen und kurz:

„Jetzt gehen Sie. Leben Sie wohl.“

„Leben Sie wohl,“ wiederholte Romaschow traurig. Er wollte sagen: „Leben Sie wohl, Lehrer,“ aber er schämte sich der Phrase und fügte nur mit gezwungenem Scherz hinzu:

„Warum — leben Sie wohl? Warum nicht, auf glückliches Wiedersehen?“

Masanski schlug unerwartet ein durchdringendes, unförmiges Lachen auf.

„Warum nicht auf glückliches Verrecken?!“ schrie er mit wilder wahnsinniger Stimme.

Und Romaschow fühlte Schreden in zitternden Wellen seinen Körper durchlaufen.

22.

Als Romaschow sich seinem Hause näherte, sah er mit Erstaunen, daß in seinem kleinen Kammerfenster durch die dunkle Finsternis der Sommernacht kaum merklich Licht schimmerte. „Was heißt das,“ dachte er voll Unruhe und beschleunigte unwillkürlich seine Schritte. „Vielleicht sind meine Sekundanten mit den Duellbedingungen zurückgekehrt?“ Im Flur stieß er mit Gaiñan zusammen, bemerkte ihn aber nicht, erschrak, fuhr zusammen und rief böse:

„Zum Teufel, bist Du das, Gaiñan? Wer ist da?“

Trotz der Dunkelheit fühlte er, wie Gaiñan seiner Gewohnheit nach auf einem Fleck tanzte.

„Da ist Dir ein Fräulein gekommen. Sitz drinnen.“

Romaschow öffnete die Tür. In der Lampe war schon alles Petroleum ausgebrannt, und jetzt war sie knisternd, mit dunstigem Aufblätern dicht vor dem Erlöschen. Auf dem Bette saß unbeweglich eine weibliche Gestalt, die sich von dem schweren, zitternden Halbdunkel andeutlich abhob.

„Schurotschka!“ sagte Romaschow schwer atmend und trat aus irgendwelchem Grunde auf den Reispitzen vorsichtig ans Bett. „Schurotschka, sind Sie das?“

„Still, setzen Sie sich,“ erwiderte sie mit schnellem Geplüster. „Lösch Sie die Lampe aus.“

Er blies von oben in den Zylinder. Das furchtsame, blaue Fämmchen starb, und mit einemmal wurde es dunkel und still im Zimmer, und alsbald tickte auf dem Tische ein bis dahin nicht bemerkter Wecker hostig und laut. Romaschow setzte sich krumm und ohne sie anzublicken neben Alexandra Petrowna. Ein sonderbares Gefühl von Furcht, Erregung und einer Art Erstarrung hatte sich seiner bemächtigt und hinderte ihn an Sprechen.

„Wer ist hier nebenan hinter der Wand?“ fragte Schurotschka. „Kann uns dort jemand hören?“

„Nein, da ist ein leeres Zimmer . . . alte Möbel . . . der Hauswirt — ist Tischler. Wir können laut sprechen.“

Aber trotzdem unterhielten die beiden sich weiter im Flüsterton. Und in diesen leisen, abgerissenen Worten inmitten der schweren, dichten Finsternis lag etwas Furchtsames, Befangenes und heimlich Verstohlenes. Sie sahen da und berührten sich fast. Romaschow jammte das Blut mit dumpfen Stößen in den Ohren.

„Warum, warum haben Sie das getan?“ sagte sie plötzlich leise, aber leidenschaftlich vorwurfsvoll. Sie legte ihm ihre Hand aufs Knie. Romaschow fühlte durch die Kleidung ihre lebendige, erregende Wärme, holte tief Atem und schloß die Augen. Und davon wurde es nicht dunkeler, sondern es traten rätselhaft schwarze, von blauem Licht umflossene Ovale, die märchenhaften Seen glichen, vor seine Augen.

„Wissen Sie noch, ich habe Sie gebeten, sich vor ihm zu märgen. Nein, nein, ich tadelte Sie nicht. Sie haben nicht vorfänglich Streit gesucht — das weiß ich. Aber konnten Sie wirklich nicht in dem Augenblick, als das wilde Tier in Ihnen erwachte, wenn auch nur eine Minute an mich denken und sich bezwingen? Sie haben mich niemals geliebt!“

(Schluß folgt.)

Das alte Panama wurde von seinen Bewohnern, die nach der Zerstörung nur noch eine große Brandstätte vor sich sahen, vollständig verlassen und sechs englische Meilen entfernt, in mehr gesicherter Lage, ein neues Panama erbaut, aber es gewann den alten Glanz und Reichtum nicht wieder.

Seit dem Jahre 1903 ist Panama die erste Stadt der Republik gleichen Namens durch das Kanalprojekt geworden. Onkel Sam arrangierte die Sache, als Kolumbien sich herausnehmen wollte, wegen des Kanals Schwierigkeiten zu machen.

Als Verbindungspunkt für den Verkehr über die Landenge hat Panama seine besondere Wichtigkeit gewonnen, seit 1856, dem Jahre des ersten Eisenbahnverkehrs zwischen Panama und Colon. Die Bahn muß für die 76 Kilometer lange Strecke den Kanal ersetzen, um von Panama am Pacific Ocean Passagiere und Fracht nach Colon am Atlantic Ocean zu befördern.

Daß vor mehr als 150 Jahren nicht weit von jener Stelle, wo der Panamakanalbau der modernen Ingenieurkunst die größten Aufgaben stellt, eine Wasserstraße vorhanden gewesen und benutzt worden ist, wird mancher vielleicht nicht glauben wollen.

Freilich die großen Handelsschiffe unserer Zeit hätten diesen Kanal, der im Jahre 1745 gebaut wurde, nicht benutzen können. Es waren nur kleine Handelsflöße, die beladen mit Kakao von der Küste des einen Weltmeeres nach der Küste des anderen fuhren. Für die Indianer mit ihren Canoes war der Kanal eine wichtige Fahrstraße, um leicht und schnell zu den Handelsplätzen zu gelangen, wo ihre Ware begehrt wurde. Diesen Vorteil hatten sie einem spanischen Mönch zu verdanken, unter dessen Leitung zwei Flüsse, der Atrato und der San Juan in Kolumbien, durch einen Kanal von nur fünf englischen Meilen Länge verbunden wurden.

In der Provinz Choco von Kolumbien lebte der Mönch als Missionar in dem Indianerdorf Nobita. Dort fließt der Atrato, ein kleines Flüsschen, genährt und erhalten durch die Regenfälle. Er fließt nach Norden und schwillt später zu einem mächtigen, schiffbaren Strom an, der sich in den Atlantic Ocean ergießt. Aus demselben Quellengebiet fließt ein anderer Strom, der San Juan, südlich und mündet in den Pacific Ocean.

Der Mönch erkannte die günstige Lage. Durch eine Verbindung dieser beiden Flüsse mußten sich die beiden Weltmeere verbinden lassen. Der Mönch fand die beste Gelegenheit dazu entlang einer Schlucht, De la Raspadura genannt, wo eine Durchstichung des Erdreichs, fünf englische Meilen lang, diesem Zweck genügte. Die Indianer gingen ans Werk, und der Plan gelang, wenn auch der Kanal nicht immer schiffbar war, sondern nur nach starken Regenfällen.

Als die spanische Regierung davon hörte, ließ sie den Kanal schließen, anstatt ihn auszubauen; es wurde sogar bei strenger Strafe verboten, ihn wieder zu eröffnen. In einem Buche über das spanische Amerika, das 1818 in London erschien, erzählt der Verfasser, ein Hauptmann von Newcastle vom englischen Ingenieurkorps, von dem Raspadurakanal und erklärt die Gründe, die wahrscheinlichweise Spanien veranlaßt haben, den Kanal zu schließen und die Lage desselben als ein Geheimnis zu behandeln. Die Provinz Choco war sehr reich an Gold und man fürchtete fremde Eindringlinge. Es gab keine Verkehrswege, das ganze Land war ein großer Wald und man wollte es der Kultur nicht erschließen, damit nicht Unberufene kommen und sich Schätze holen könnten.

In einem Buch, gedruckt 1826 in New York, wird die Geschichte des Raspadurakanals erzählt. Das Buch trägt den Titel: „A View of South America and Mexico“ und als Verfasser ist genannt: „Ein Bürger der Vereinigten Staaten“. Dieser bezeichnet als seinen Gewährsmann einen New Yorker Bürger, der zwölf Jahre in Kolumbien gelebt hatte und die Route vom Atlantic nach dem Pacific-Ocean genau kannte. Mit Zeichnungen, die er darüber aufgenommen, wandte sich der New Yorker im Jahre 1821 an den Kongreß von Kolumbien, bat um die Erlaubnis, den Raspadurakanal auf eigene Kosten wiederherstellen zu dürfen und wünschte dafür das Privilegium des Nuzungsrechtes auf hundert Jahre. Der Kongreß war schon bereit, das Gesuch zu bewilligen, als Bolivar, der berühmte Befreier Südamerikas von der spanischen Herrschaft, dagegen Protest erhob. Bolivar fürchtete, daß die Spanier durch den Kanal Vorteile gewinnen könnten. Der Antragsteller wurde gebeten, sein Gesuch später wieder einzureichen und seine Forderung auf ein Privilegium zu ermäßigen.

Zu gleicher Zeit hatte sich in New York eine Gesellschaft von Kaufleuten organisiert, um das Kanalprojekt aufzunehmen. Sachverständige wurden nach Choco gesandt und berichteten in sehr günstiger Weise über die Möglichkeit der Anlage eines Kanals. Trotzdem wurde nichts aus dem Unternehmen, und der Raspadurakanal geriet in Vergessenheit.

Das Vorhandensein dieses Kanals war auch Alexander von Humboldt, dem berühmten deutschen Gelehrten und Naturforscher, wohlbekannt. Humboldt bereiste von 1799—1804 Südamerika, Mexiko und Kuba und erwähnt in einer Abhandlung über das Königreich Neu-Spanien den Kanal. Er sagt, daß seit dem Jahre 1788, unbekannt in Europa, ein Kanal in der kleinen Schlucht De la Raspadura den Quito, einen Nebenfluß des Atrato, mit dem San Juan verbinde, und dadurch für die Indianer mit ihren Booten voll Kakao eine Wasserstraße von einem Ocean nach dem anderen hergestellt sei. Humboldt fertigte von dem Kanalgebiet sogar eine genaue Karte an.

Der Raspadurakanal war der bescheidene Vorläufer des großen Panamakanals, der in zehn Jahren fertiggestellt sein soll.

Arthur Baar,

Kleines feuilleton.

Do. Loyal — fair. Bitte, die Pantinen auszugiehen, werter Parteigenosse, oder, wenn Sie keine anhaben, legen Sie Ihren Arbeitsmittel ab, denn wir wollen unter die feinen, gebildeten Leute gehen, wir wollen uns den Fürsten Bilkow in angemessener Entfernung ansehen und hören, was er sagt. Denn Sie können nicht nur seinen Schluß von ihm lernen, sondern bei einiger Aufmerksamkeit auch Ihre mangelhafte Bildung bei ihm erweitern.

Hören Sie! Er ist gerade mit der höchst unangenehmen französisch-englischen Angelegenheit beschäftigt und macht bei Erörterung des marokkanischen Besuchs die Bemerkung, daß in diesem oder jenem Punkte nicht an der Loyalität (sprich: Loajalität) der deutschen Regierung zu zweifeln gewesen sei. Was wir von dieser Äußerung zu halten haben, wird sich zeigen, wenn wir erst genau wissen, was loyal heißt, abgesehen davon, daß wir besser tun, wenn wir einem Diplomaten überhaupt nichts glauben, weder wenn er von der eigenen, noch wenn er von einer fremden Regierung im lobenden oder tabelnden Sinne spricht. Also die deutsche Regierung soll loyal (sprich: loajal) gewesen sein.

Ihre Mutter hat sicherlich Ihnen gegenüber nie ein so merkwürdiges fremdländisches Wort gebraucht, die meininge auch nicht. Es dürfte kaum in einem deutschen Wörterbuche zu finden sein, und wir müssen schon ein französisches daraufhin abhaken. Hier finden wir, daß es in der Rechtsprache gebräuchlich und außerdem noch wieder und ehrlich bedeute, und das ist richtig, nur wollen wir die Reihe der Bedeutungen noch etwas erweitern und etwas genauer sein. Zu Grunde liegt dem Worte das lateinische legalis, das zum Hauptwort lex, französisch loi gehörige Eigenschaftswort, das nach manchen Wandlungen, z. B. loial, loial, die Form loyal angenommen hat. Seine Bedeutung ist: „genau dem Gesetze entsprechend“, und dann weiter im Verlaufe des mittelalterlichen Feudalwesens nimmt es die Bedeutung: „genau den Abmachungen entsprechend“ an.

Hieraus ergibt sich der Sinn: „aufrichtig, lauter, von lauterer Gesinnung, von reinen Absichten geleitet,“ von selbst.

Wenn Sie nun wissen, daß die Welt nur von dem Haschen nach Vorteilen geleitet wird, wird es Ihnen nicht schwer werden, darüber zu lächeln, wenn Fürst Bilkow von den lautereren und reinen Absichten irgend einer Regierung spricht.

Verlassen wir jetzt die dünne und reine Luft der hohen Staatsbeamten und begeben wir uns in eine etwas gewöhnlichere, aber doch noch staubfreie Schicht, und hören, was der Leutnant Schneidig dem Korpsstudenten Durchzieher antwortet, als dieser ihn nach seiner Meinung über das Betragen des Assessors Wortklauber fragt: „Ich finde es durchaus nicht fair (sprich: fär) von ihm,“ erwidert er. Es ist jetzt das neueste auf dem Gebiet der Sprachbereicherung: fair ist englisch und bedeutet: schön, hübsch.

Man sieht, daß beide Wörter entbehrlich sind, denn wir haben dafür viel schönere und verständlichere. —

k. Das Tal der Rosen in Bulgarien. In dem Tale der Tundza, zwischen dem Balkan und der Sredna Gora, gegen Kazanlik, Naglisch und Gaintoj, erstrecken sich kilometerlang Felder, die nur dem Anbau der Rosen gewidmet sind. Auf dieses „Tal der Rosen“ ist der Bulgare nicht wenig stolz. In Perrien, bei Zypahan, wird zwar auch die Rosenkultur im großen betrieben, aber für Europa hat Bulgarien das Monopol, und die Versuche, Rosen in derselben Art in anderen Gegenden anzubauen, haben meistens wenig Erfolg gehabt. Das fruchtbare Land, so schildert ein Mitarbeiter der „Nature“ dieses reizvolle Stück Erde, hat eine sehr günstige Lage auf der Südseite der langen Ostwestkette des Balkans. Hier wechseln die Rosenfelder mit Weinbergen, Mais- und Tabakpflanzungen ab. Die Rosenölfabrikation wird in Bulgarien schon 180 Jahre betrieben. Angebaut werden die rote Rose (Rosa damasceana) und die weiße Rose (Rosa alba). Wenn man das Land im Herbst besucht, bietet es allerdings nicht gerade einen sehr malerischen Anblick. Die Rosenstöcke sind wie die Weinstöcke abgesteckt, und die Zwischenräume zwischen zwei Stöcken werden mit der Pflugschar bearbeitet. Der Anblick dieser mageren hohen Sträucher, die nur wenige Blätter haben, hat durchaus nichts Verführerisches. Aber im Frühjahr ändert sich das Bild. Dann erscheint das ganze Land als ein großes Beet mit roten und weißen Blüten, die einen betäubenden Duft ausströmen. In dieser Jahreszeit kann man, wie zur Zeit der römischen Cäsaren in den zahlreichen bulgarischen Badeorten ein „Rosenbad“ nehmen. In das heiße Wasser des Badesassings werden 10 Kilogramm Rosen geworfen, deren Blätter sich im Wasser verteilen und sich dann in Guirlanden sammeln. In der Zeit vom 15. März bis zum 15. Juni muß die Ernte stattfinden. Sollen die Blumen all ihren Duft bewahren, so muß man genau den Augenblick der Reife wählen. Deshalb werden die Rosen mit Vorliebe vor Sonnenaufgang geschnitten oder doch in den ersten Morgenstunden, ehe die Hitze des Tages zu groß ist. Die Arbeit wird von Frauen und jungen Mädchen ausgeführt. Sind die Rosen gepflückt, so werden sie in sehr einfachen Apparaten destilliert. Jeder Besitzer von Rosenstöcken hat seinen Brennolben und destilliert seine Blüten selbst und zwar geschieht das zweimal, wobei zuerst das Rosenwasser und dann das Rosenöl gewonnen wird. . . . Die mit Rosenstöcken

beplantete Anbaufläche ist von 4844 Hektaren im Jahre 1896 auf 5980 im Jahre 1903 gestiegen. Ein Hektar Rosenstöcke kostet durchschnittlich 1600 bis 2000 M. In einem guten Jahre kann er 3000 Kilogramm Rosen tragen und da wenigstens so viele Blüten nötig sind, um 1 Kilogramm Rosenöl zu geben, beträgt die Ernte eines Hektars in einem Jahre etwa 1 Kilogramm Rosenöl. Ein Kilogramm Rosenöl hat bei der Ausfuhr einen Wert von 640—800 M., so daß nach Abzug der Unkosten für den Bauer noch immer ein großer Nutzen bleibt. Die Ausfuhr aus Bulgarien betrug 1898: 3430, 1899: 3591, 1900: 5346 Kilogramm, von denen im letzten Jahre Frankreich am meisten eingeführt hat, nämlich 1548 Kilogramm; dann kommen England mit 1574 Kilogramm, die Türkei mit 886 Kilogramm, die Vereinigten Staaten mit 849 Kilogramm, Deutschland mit 568 Kilogramm etc. In Frankreich wird das Rosenöl hauptsächlich in Grasse gebraucht, um die verschiedenen Parfüms in ihrem Werte zu heben und zu fixieren. Man hat daher in Grasse auch Rosenstöcke anzupflanzen begonnen, auch in Deutschland hat man seit zwanzig Jahren bei Leipzig und Magdeburg Anbauversuche gemacht und sehr feines Rosenöl gewonnen; ebenso wird im Kaukasus und in Rußland die Rosenzucht begünstigt. Durch diese Anbauversuche ist wissenschaftlich festgestellt, daß die verschiedenen Rosenarten durchaus keinen ähnlichen Duft haben; die Rosa Ripartii riecht nach Maiglöckchen, die Rosa Canina nach Meseda, die Rosa lutea hat sogar den unangenehmen Geruch von Bänzen. Natürlich gibt es auch verschiedene Arten Rosenöl, aber von gutem Rosenöl genügt eine unbedeutende Kleinigkeit, um zu parfümieren; ein kleines gut verkorktes Fläschchen mit Rosenöl durchdringt das ganze Zimmer, in dem es aufbewahrt wird. Selbstverständlich ist nicht alles, was unter dem Namen Rosenöl in den Handel kommt, wirklich durch die Destillation von Rosen gewonnen, besonders Geraniumöl und Rosenholzöl wird zur Fälschung gebraucht, weshalb auch in Bulgarien die Einfuhr dieser zur Fälschung dienenden Öle, die besonders aus der Türkei kommen, verboten ist. —

— **Projektierte Unternehmungen in Mesopotamien.** Die Hauptbestrebungen der europäischen Völker für die asiatischen Länder der alten zugrunde gegangenen orientalischen Kultur waren auf die Einführung der Eisenbahn gerichtet. Nachdem deren Bau nunmehr sicher gestellt ist, wird den anderen Kulturaufgaben, die in den letzten Jahren vor den das ganze Interesse in Anspruch nehmenden Eisenbahnunternehmungen etwas in den Hintergrund getreten waren, eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Zunächst bleibt in Mesopotamien die große und bei weitem wichtigste Aufgabe der Bewässerung des vom Euphrat und Tigris eingeschlossenen Landes, und es ist für die Beurteilung orientalischer Verhältnisse interessant, daß in einem von dem englischen Wasserbauingenieur Sir William Willcox jetzt energisch betriebenen Plane die alten Bewässerungskanäle aus der Abbasidenzeit als Stützpunkte für die Anlage des Kanalnetzes vorgezeichnet sind. Vom technischen Standpunkte aus sollen dem Plane keine wesentlichen Hindernisse entgegenstehen, obwohl das Bett des Euphrat um fünf Meter höher als das des Tigris liegt. Bei der Anlage handelt es sich hauptsächlich darum, den schon vor Eintritt des Sommers außerordentlich wasserarmen Euphrat an dem Ueberflus des durch die starken Wasserzufuhren aus dem schneeigen Hochlande gespeisten Tigris teilnehmen zu lassen, um die Ländereien auf beiden Seiten des Euphrat ausreichend bewässern zu können. Der Plan hat das ein Bedenken, daß der Tigris in den Sommermonaten, in denen sein Wasserstand auch beträchtlich abnimmt, durch die beabsichtigte Wasserentziehung zu seicht werden könnte, so daß der Dampferverkehr auf ihm während dieser Zeit eingestellt werden müßte.

Ein zweiter viel besprochenen Plan betrifft die Anlage einer Fahrstraße von Bagdad nach Damastus, die für den Handelsverkehr zwischen Mesopotamien und Syrien von der größten Bedeutung sein würde. Gegenwärtig ist auf diesem Wege nur ein Verkehr mit Reit- und Saumtieren möglich, und man rechnet als durchschnittliche Reisedauer drei Wochen für die 800 Kilometer lange Strecke. Auf dem projektierten Wege würde die Gilpost fünf Tage gebrauchen. — („Prometheus“.)

t. **Das Gehör der Eisenbahnbeamten.** Ein finnischer Arzt, Dr. Ziliacus, hat gründliche Untersuchungen über das Gehör von Eisenbahnbeamten in seinem Vaterlande angestellt und die Ergebnisse der finnischen Ärztegesellschaft übermittelt. Die Arbeit ist umso wichtiger, als sie auch auf die Frage eingeht, inwieweit ein mangelhaftes Gehör bei den Lokomotivführern und Heizern ernste Gefahren nicht nur für die Bahnbeamten, sondern auch für das reisende Publikum zur Folge haben könnte. Auf normale Sehkraft und Farbenblindheit werden die Angestellten der Eisenbahnen überall untersucht, dagegen hat man die Prüfung ihres Gehörs für weniger wesentlich gehalten. Namentlich ist übersehen worden, daß das Gehör mit der Länge der Dienstzeit und überhaupt mit dem Alter häufig abnimmt. Der Verdacht, daß die Verunstaltung der Eisenbahnbeamten eine nachteilige Wirkung auf die Hörfähigkeit ausübt, ist nach den Forschungen von Dr. Ziliacus allerdings unzutreffend. Es blieb nun die noch wichtigere Frage zu untersuchen, ob das Vorkommen von Schwerhörigkeit in gewöhnlichen Verhältnissen innerhalb des Berufs der Eisenbahnbeamten erhebliche Gefahren in sich schließt. Dr. Ziliacus ist auf Grund sorgfältiger Erhebungen zu dem Schluß gekommen, daß dies nicht der Fall ist. Er bezeichnet den

Besitz eines normalen Gehörs für die Bedienung der Lokomotive als nicht notwendig. Allerdings kommt es vor, daß eine Verstärkung durch hörbare Signale zwischen den Beamten auf den Bahnsteigen oder auf der Strecke und den Leuten auf der Lokomotive gegeben wird. Die Entwidlung hat aber von selbst die Richtung genommen, solche Schallsignale mehr und mehr durch sichtbare Zeichen zu ersetzen. So hat man auf den deutschen Eisenbahnen während der letzten Jahre das Abläuten der Züge und die Signale mit der Schrißpfeife fast ganz aufgegeben, oder man unterstützt sie wenigstens durch gleichzeitige Zeichen mit Arm und Hand. Es liegt also heute kaum noch ein Grund vor, einen Eisenbahnbeamten zu entlassen, weil er mit zunehmendem Alter oder durch andere Ursachen etwas schwerhörig geworden ist. —

Archäologisches.

— Der „Voss. Ztg.“ wird geschrieben: Das Britische Museum in London hat vor kurzem einen eigentümlichen Zuwachs erhalten, eine Sammlung von ägyptischen Mumienetiketts. Wie noch heute bei den Chinesen (und Japanern) es üblich ist, die Bestattung im heimischen Grund und Boden, also in China oder beziehungsweise Japan als das allein Wünschenswerte anzusehen, weshalb von Amerika die dort gestorbenen Chinesen in mumienhaften Zustände nach China übergeführt werden, so scheinen auch die alten Ägypter ein Ueberführen der Mumien in ihr Vaterland für durchaus nötig angesehen zu haben. Es wurden deshalb jährlich viele tausend Mumien auf dem Wasserwege zum Begräbnis in die entlegensten Orte verendet; an jeder war ein Etikett befestigt, aus Holz gefertigt, auf dem der Name des Toten, der seiner Eltern und häufig der Name des Ortes, von dem aus die Mumie abgehandelt war, und dem Bestimmungsort angegeben waren, ganz so wie heute das Gepäck der Reisenden durch angehängte Zettel bezeichnet wird. Die erwähnten Angaben sind regelmäßig in zwei Sprachen gehalten, in Griechisch und demotischem Ägyptisch, ein Umstand, der für die Aussprache des Ägyptischen in römischer Zeit (die Zettel gehören ausnahmslos der römischen Zeit an) von nicht geringem Nutzen ist. Auch erkennt man zu gleicher Zeit aus der Gleichberechtigung der griechischen mit dem ägyptischen Sprache, wie sehr damals das ägyptische Element mit dem Griechischen durchsetzt war. Die frühesten unter diesen Etiketts stammen aus der Zeit des Kaisers Trajan, einige lassen auch erkennen, daß die Mumien von Christen herstammen. —

Humoristisches.

— **Schwer geladen.** Nachtwächter: „Aber Herr Staatsanwalt, was machen Sie denn da?“
Staatsanwalt: „Ich — hup — halte schon seit einer Viertelstunde erfolglose Haussuchung ab!“ —
— **Scherzfrage.** Was ist der Unterschied zwischen einem Matrosen, einem Gymnasium, einer Fabrik und 20 Pfennig?
Antwort: Der Matrose hat einen Primen, das Gymnasium hat zwei Primen, die Fabrik hat Drei-briemen und für 20 Pfennig kriegt man vier Primen. — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“, ist im Verlag Gebr. Paetel, Berlin, unter dem Titel „Der Tag Anderer“ ein neues Buch erschienen. Fünfzehn Auflagen wurden auf die Vorausbestellungen hin gedruckt. —

— Maxim Gorli hat infolge der Amnestie wieder das Wohnrecht in Petersburg erhalten. Nach der „V. Z.“ am Mittag“ wird er hier vom 1. Januar ab eine große politische Zeitung demokratischer Richtung herausgeben. —

— Ein pensionierter Lehrer im Herzogtum Altenburg hat herausgebracht, daß die Bibel 3366 480 Buchstaben enthält. Wie gut hat der Mann zu seinem früheren Amt gepaßt! —

— William Schirmers Schauspiel „Die Agrarier“ hatte bei der Uraufführung im Residenz-Theater zu Hannover Erfolg. —

— Die Herblasche Operette „Musette“ geht im Zentral-Theater am Sonnabend zum erstenmal in Szene. —

— „Auferstehung“, eine nach Tolstois Dichtung von Alfano komponierte Oper, wird in nächster Zeit im Teatro lirico in Mailand zum erstenmal aufgeführt. —

— **Kreisblattpoesie.** In der am Sonnabend erschienenen Nummer des „Rauch-Belziger Kreisblattes“ findet sich folgende schöne Stelle: „Mit der Abhaltung des Viehmarktes am 1. November hier selbst nahmen wir Abschied von der Hoffnung, noch schöne herbstliche Tage zu erleben, Tage, die, wenn auch sonnig und klar, von den milderen Wehen der Luft jedoch nicht mehr erfüllt sind. Trotzdem haben wir jetzt schöne Tage usw. Mögen sie anhalten. So steigt denn unsere Hoffnung gleich den Schweinepreisen, die an dem eben erwähnten Markte auch wieder gestiegen waren und für Ferkel über 30 M. betragen.“ —